

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

12 (15.1.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Theater und Musik

Badisches Landestheater

Zum erstenmal: „Napoleon oder Die hundert Tage“
Drama in 5 Akten von Dietrich Grabbe

Der Literaturgeschichte erscheint Grabbe als ein verspäteter Nachahler der „Sturm- und Drangzeit“ oder der „Genieperiode“, jener Zeit des 18. Jahrhunderts, wo sich das Bürgertum in dem Nationalismus und den Menschenrechten das geistige Sprungbrett schuf, von dem es sich fortwährend in die Staatsmacht hineinstürzte. Unter den Forderungen der Stürmer und Dränger stand die Freiheit der Persönlichkeit obenan, und diese Forderung des jungen Liberalismus war es vornehmlich, die alle Intellektuellen unter seine Fahnen scharte. Je hündischer der Mensch von den feudalen Gewalten geknechtet, je würdevoller er behandelt wurde, desto wilder raste und tobte er gegen die schimpflichen Fesseln. Er forderte Gleichheit, Freiheit, Selbständigkeit und verbat sich alle Bevormundung durch den Staat. Der Individualismus betrat volkrecht die Bühne der Weltgeschichte.

Wüste, wilde Kerle, Rauf- und Gaubohle waren diese „Originalgenies“, die keinerlei Bindung, kein moralisches Gesetz, keine Sitte, kein Verkommen anerkannten, sondern alles Alte verschmeißen und etwas Neues aufrichten wollten nach den Grundfäden der Natürlichkeit und Vernunft, die Rousseau so leidenschaftlich gepredigt hatte. Die eben erst klügelte gemordete Persönlichkeit gefiel sich in allen Ueberreizungen einer jugendlichen Bewegung, entfaltete die Schwingen zu einem grandiosen Ausbruch, schritt himmelhoch über sich selbst hinaus und wollte sich die Freiheit nur an den gigantischen Stoffen der Menschheitsgeschichte ausleben.

Von drei Dichtern, Goethe, Klinger und Müller wird der Faust-Raff aufgegriffen. Klinger erhielt den Spitznamen „Löwenstulpläuter“, und Lessing benannte, er rühle in seinen Gebelien Mark für Jahrhunderte. Goethe sucht sich die gewaltigsten Stoffe, um sein titanisches Persönlichkeitsgefühl darin zu spiegeln; nach Götz ist es Faust, Prometheus, Nabomei, Cäsar, Sokrates, der ewige Jude — ungeheure Quader, die er mit mittelalterlicher Gestaltungsraft in Arbeit nimmt.

Von Goethe und Schiller abgesehen, kann man unter den genialen Naturburden des Sturms und Drangs wenig Erreuliches notieren. Das übersteigerte Wollen und die geschwollene Kraftmeierei dieser Uebermenschen und Genies stand in ihrem Mischverhältnis zu ihrem Können und Vollbringen. Der Ambagog aber, auch der Höher gebildete, hat sich in Deutschland immer von Maulwurfsröhren und lauten Brüllen blaffen lassen. Nur das künstlerische Unterscheidungsvermögen bei den Deutschen hat mangelhaft ausgebildet ist. Das Großmüßige findet bei uns immer seine Gemeinde, und nicht nur in der Literatur. Eduard Engel nennt Deutschland „das Land des schwächsten Willens für Kunstformen“ und schreibt: „Ein bis zur Bemerkung steigendes Stöhnen vor Schriftstellern dieser Art ist seit Grabbe durch unsere Literaturgeschichte.“

Auf Grabbe passen nämlich alle Merkmale dieser „Genies“, besonders der Kontrast von arzenaltem Wollen und arbeitsamem Können. An seinem „Napoleon“, einem „Schicksalskinder“, hat er sich unangehörig übernommen. Grabbe, der sich selbst für einen großen Feldherrn hielt, wollte die Schlachten von Jena und Waterloo auf der Bühne darstellen. Es fehlt also nicht an Nadeln und Worten, aber der ganze Riesenaufwand läßt den Zuschauer enttäuscht zurück. Hebel schrieb über „Napoleon“: „Es ist als ob ein Anteroffizier die große Armee kommandiert; man hört überall Lärm genug, aber man sieht nichts, man erzählt nur gelegentlich, daß der Lärm auch etwas bedeutet.“

Wir haben den Eindruck, daß das große Publikum sich von den einzelnen Geniesliken in Grabbes „Napoleon“ als laute Klänge hören läßt und dann über das Mißlingen von Anlage und Komposition hinweggeht. Dazu kommen die zu Mittel aufzuführenden Lebensumstände des Dichters, der sich langsam zu Tode löst, weil er an einer schweren Krankheit litt, wenn Brunold Springer recht hat („Die genialen Späthilfen“). Man kann auch nach Bauhach's mühevoller Bearbeitung und Einföhrung nur sagen, das Stück ist trotz seiner Theatralik für das lebendige Theater nicht zu gewinnen. Herr Baumbach hätte ein Drehbuch daraus machen sollen; der Film wäre der richtige Schauplatz für dieses Schicksalsstück. Da ließen sich Grabbes grandiose Gesichte eher in Wirklichkeit umsetzen.

59 Personen hat das Stück und keine einzige Rolle. Denn selbst der Napoleon braucht bloß Feuer zu speien und Rauch aus den Nasenlöchern zu blasen. Da-hien hat dieser anstrengenden Tätigkeit den ganzen Abend über mit Hingabe obgelegen. Dasselbe tun auch mehr oder weniger die anderen Helden. Es ist so, wie sich Naasjünglinge das Gebahren großer Männer vorstellen. Wir pfänden noch heraus Fr. Bertram als liebliche Fortenje, Herrn Ernst als Bertram, Schulze und Kloebe als verüberte Garbissen, Melanie Ermarth als Herzogin von Angoulême. Es hat seinen Zweck, den Eifer aller Mitwirkenden, die Ballung der Nasenlöcher, die historisch edle Kostümierung, die Bühnenarchitektur, die Beleuchtung, die Schlichterwürde zu loben; das Werk blieb tot wie ein Pferdekadaver.

Dem ehemaligen deutschen Fremdenlegionär Peter Klems, der von den Franzosen wegen seiner Beteiligung am Maroffkrieg auf seinen Abd el Krim's zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt wurde, ist es gelungen, aus Cayenne zu entfliehen.

Und plötzlich Klems...

Letztes Abenteuer des deutschen Fremdenlegionärs und Kiskabylführers

Dem ehemaligen deutschen Fremdenlegionär Peter Klems, der von den Franzosen wegen seiner Beteiligung am Maroffkrieg auf seinen Abd el Krim's zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt wurde, ist es gelungen, aus Cayenne zu entfliehen.

In Las Palmas, der Hauptstadt der Kanarischen Inseln, verlieh vor einigen Tagen ein einfach gekleideter junger Mann das Schiff, das aus Mexiko ankommen sollte. Er hatte sich die Ueberfahrt als Matrose verdient. Da er seinen Paß begehrt, wurde er auf die Polizeiwache geführt. Hier stellte sich zur größten Ueberbahrung der spanischen Behörden heraus, daß der Unbekannte der deutsche Fremdenlegionär Klems war, von dessen legendenhaften Abenteuern während des Rittkrieges die ganze Welt weiß berichtet. Die Spanier zogen genaue Erkundigungen ein und ließen Klems dann in provisorischer Freiheit. Inzwischen hat sich die Angelegenheit aufgelöst. Eine Auslieferung an Frankreich kommt nicht in Frage. Klems befindet sich auf dem Wege nach Spanisch-Marokko, wo er zum ersten Male seit vielen Jahren mit seiner Frau, einer nahen Verwandten Abd el Krim's, zusammentreffen wird.

Klems kam angeblich aus Köln, aus irgendwelchen Gründen verließ er die deutsche Heimat und trat unter dem falschen Namen „Müller“ in die spanische Fremdenlegion ein, in der er es bis zum Feldwebel brachte. Im November des Jahres 1921 ereignete sich die bekannte sensationelle Flucht des „Sergeants Majors“ Müller. Beim Abendessen seiner Kompanie erschien Klems nicht. Er blieb mehrere Tage spurlos verschwinden. Endlich erfuhr man die unwahrscheinlich klingende Nachricht, Klems war zum Feinde übergegangen und von den Rifkablern freundlich aufgenommen worden. Diese Mitteilung übertrugte der Fremdenlegion ein einflussreicher Gefangener. Sie erntete sich tatsächlich als wahr.

Aus einem der tüchtigsten Soldaten der Legion war ein „Raid“, ein Anführer eines Rifkablischen Regiments, einer „Bazca“ geworden. Das volle Vertrauen der Maroffkaber erwarb sich Klems dennoch nicht völlig. Die Kablern bewunderten seinen Mut, seine Tapferkeit, aber sie bewahrten ihm gegenüber stets jenes Mißtrauen, das den Arabern immer gegenüber dem Europäer besteht. Klems war ein „Ungläubiger“ in den Augen der fanatischen Wobammedaner.

Eines Nachts flüchtete er zum zweiten Male. Es gelang ihm, französisches Gebiet zu erreichen. Von den französischen Truppen gefangenommen und von der Wägligkeit, als Spion erschossen zu werden, bedroht, sah er keinen anderen Ausweg, als seine Dienste der französischen Legion anzubieten. Im Februar 1922 ist Klems

„Erdstrahlung“. Die Erforschung der sogenannten „Höhenstrahlung“ ist durch das großartige Unternehmen des Professorens Riccard, der dabei sogar sein Leben in Gefahr gebracht, hinreichend bekannt geworden. Dem Forscher C. A. Sudhoff ist es nun kürzlich gelungen, den Beweis dafür zu erbringen, daß es auch eine „Erdstrahlung“ gibt. Diese Feststellung ist ihm durch sorgfältige und komplizierte Messungen am 136 Meter hohen Funkturm am Bahnhof Wileben in Charlottenburg gelangt. Die von Sudhoff beobachtete Strahlung nimmt, je höher sie über der Erdoberfläche gemessen wird, umso mehr ab, während die Höhenstrahlung gerade umgekehrt, wie auch durch die Forschungen Riccard's bewiesen wurde, mit wachsender Höhe über dem Erdboden zunimmt. Die „Erdstrahlung“ hat eine ionisierende Eigenschaft, d. h. durch diese Strahlen wird der Zerfall von Gas-molekülen in Ionen veranlaßt, und dadurch wird das Gas elektrisch leitend. Sudhoff vertritt die Auffassung, daß die im Erdboden enthaltenen radioaktiven Stoffe diese von der Erde ausgehende Strahlung aussenden. — Es bedarf noch weiterer wissenschaftlicher Untersuchungen, um Genaueres über Bedeutung und Einflüsse dieser „Erdstrahlung“ ermitteln zu können.

berets Mitalied der französischen Kolonialarmee. Er gilt als überaus tapfer und wird mehrfach zu gefährlichen Patrouillendiensten verwendet. Sein unruhiges Blut läßt ihn aber auch jetzt keine Ruhe. Er wird zwar auch hier bald zum Korporal befördert, aber es gefällt ihm nicht mehr bei den Franzosen.

Mitte des Jahres 1922 geht er wieder zu den Rifkablern über. Durch Zufall kommt er schon am ersten Tage mit Abd el Krim in Verbindung. Der Rifkablensführer verzeiht Klems die erste Flucht und stellt ihn von neuem an die Spitze einer Maroffkaber-Abteilung. Abd el Krim wußte, was er tat. Er hatte die enormen organisatorischen Fähigkeiten in dem Deutschen erkannt. Klems organisiert die kablische Artillerie und das Flugwesen und macht die Maroffkaber mit der Bedienung von Maschinengewehren bekannt. Daß der Kiftrier sich über mehrere Jahre hinaus, ist nur der Energie des früheren Fremdenlegionärs auszuführen. Als 1926 Abd el Krim gemordet wurde, sich zu ergeben, machte Klems, der inzwischen Wobammedaner geworden war und eine maroffkablische Kiftrier-Abteilung hatte, noch einige Monate hindurch einen verzweifelt Widerstandsvorstoß. Schließlich aber wurde er von den Franzosen gefangen genommen, wegen Desertion vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurteilt und auf deutsche Botschaft in Casablanca nach Frankreich deportiert. Klems ist noch nichts bekannt.

Vor zwei Jahren transportierte der schiffartige Strahlungs-dampfer „Martinière“ unter seinen 60 Insassen auch Peter Klems in die Hölle von Cayenne. Schon damals wurde ihm prophezeit, daß er es in dem Lande, in dem der Pfeffer wächst, nicht lange aushalten würde. Darüber, wie ihm jetzt die Flucht aus Cayenne gelang, ist noch nichts bekannt.

Die vorstehenden Mitteilungen über das Schicksal von Peter Klems schatten einen interessanten Vergleich mit den von Berlang des Volkstums veröffentlichten Erinnerungen des ehemaligen Fremdenlegionärs Alois Kold. Auch Kold ist der Fremdenlegion entflohen, um unter Abd el Krim gegen die Franzosen zu kämpfen, auch Kold wurde nach der Niederlage des Rifkablensführers gefangen und vom französischen Militärgericht zu Zwangsarbeit in Cayenne verurteilt. Es war derselbe Strahlungs-dampfer „La Martinière“, auf dem Kold nach Cayenne deportiert wurde! Diese und viele andere übereinstimmende Einzelheiten in dem Erleben von Kold und Klems lassen erneut die Echtheit und Wahrhaftigkeit der Kold'schen Schilderungen hervorleuchten. Sie sind unter dem Titel „Die Hölle von Cayenne“ in der Volkstums-Buchhandlung zu haben.

DREI TAGE LIEBE
JOE LEDERER
Copyright 1931 by Universitas Deutsche
Verlags-Aktion-Gesellschaft in Berlin
(Nachdruck verboten)

„Woher denn? Vor wem denn?“ Gedankenvoll zog er an seiner Zigarette.
„Hab dich nicht so! Ich kenn dich...“
Und zu Lena gewandt, mit hinstreichender Sanftmut:
„Sehr genau kenn ich dich! Ich bin nämlich Ihre verehrte Vorgängerin! Nicht wahr, Franz?“
Franz beugte sich vor. Er kniff die Lider halb zu, seine Augen wurden schmal und flimmernd.
Aber Karla ließ ihn nicht zu Wort kommen, plapperte weiter.
„Nur keine Aufregung, mein Engel! Immer mit der Ruhe. Ja doch, nur die Wahrheit gewesen, oder — — —“
„Vorbei...?“
Sie räkelte sich, lachte, war blank und geschmeidig wie eine Eidechse.
„Vorbei? Euch kenn ich, ach, Ihr Kerle alle miteinander!“
„Nach Schluß!“ jagte Franz, ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen.
„Sofort, Herr Baron! Ich hab gar nicht die Absicht, deine kostbare Zeit zu rauben. Ich will nur fragen, wann ich meine Sachen holen kann, die ich noch bei dir hab. Gehst es am Montag, mein Schatzchen? Vielleicht nach sechs, Herr Sawinsky?“
„Montag mittags! Und jetzt — — —“
Franz stand auf und kam auf sie zu. Einen Augenblick lang duckte Karla den Kopf zwischen die nackten, hübschen Schultern, dann lachte sie mit offenem Mund.
„Auf Wiedersehen, Franz, auf Wiedersehen, du goldenes Herzchen!“
Sie erhob sich langsam, stand dicht neben ihm. Sie war fast so groß wie er, Karla, Karlinchen, leuchtend, börsartig und beweglich.
Sie tippelte leicht mit dem Zeigefinger auf seine Brust, flüsterte:
„Du, Franz, mit dir war's schön! Weißt du's noch? Ja? Weißt du noch?“
Und im gleichen Zuckerton, aber trotzdem hörbar:
Deine Neue ist viel zu minder für dich! Wie die aussieht mit der hellgelben Kleddage, der reinste Laubfrosch, Adijah, und Montag mittags, — ja?“
Sie zog ihm mit spitzen Fingern die weiße Blume aus dem Knopfloch, drehte sich um und rannte fort.
Lena sah regungslos vor sich hin. Schön war's mit dir, weißt du noch, ja? Der reinste Laubfrosch, die ist viel zu minder für dich...
„Lena, Lenachen!“
Sie schrak auf. „Ja?“
Karla lief quer über das leere Tanzparkett, die weiße Axtel bin und her schwenkend. Einmal drehte sie sich um und winkte zurück. Da war es zwölf Uhr und fünf Minuten.
Franz hielt die Glaskar und ließ Lena vorangehen. Ein paar Takte Musik tönten ihnen nach, dann fiel die Tür zu.

Es war still, nur der Regen rieselte, manchmal ging ein Windstoß durch das nackte Geäst. Die Kastanien im Wirtshausgarten waren schwarz und kahl.
Aus den verhängten Saalfenstern quoll Licht, ein mattes, trübes Gelb, das von der dichten Finsternis des Gartens verschluckt und aufgedampft wurde. Ein starker, bitterer Geruch von Erde und faulem Laub stieg vom Boden auf.
„Gib acht, Lena, — hier sind Stufen!“
Sie tapteten den nassen, knarrenden Kiesweg hinunter, neben einander, mit gesenkten Köpfen.
Biel zu minder bin ich für ihn, dachte Lena. Die Schwarze hat mich angelacht, und recht hat sie, ganz recht, tausendmal recht! Verfluchen möcht ich mich, heim möcht ich, warum hat er denn so schnell weg wollen, nur weil er sich geschämt hat mit mir.
Franz stolperte schweigend neben ihr her. Hat einmal irgend jemand auf dem Tanzboden einen kleinen Step markiert, aus lauter Seligkeit und Verwirrung mit den Knien geschlenkelt, auf den Fußspitzen gewippt? Franz schlurft tappig und müd über den Kies. So'n verdammtes Weibsbüßel, kommt angerückt und macht alles kaputt. Wegen so einer muß man sich verdünnen und fortgehen, wenn's am schönsten ist. Die war ja sonst nochmal an dem Tisch gekommen, die ist ja alles im Stand, wenn ich die mal allein seh, dann...
Die Schwarze hat leicht gehabt, sich lustig zu machen mit dem Brillantring und Seidenkleid, — ich möcht heim, ich möcht nach Weiskirchen zurück, fünfzehn Mark fünf und neunzig hat das Kleid gekostet, ich will doch auch schön sein, die feinen Strümpfe von der Gnädige hab ich an, seidene Strümpfe, seidene Strü...
In der Mitte des Wegs stand eine Laterne, ein kleiner, rot-gelber Lichtkeis in der schwarzen Masse der Nacht.
„Wie gehn noch wo anders hin tanzen, Lenachen. Einverstanden?“
„Wie du willst, ja.“
„Jetzt muß ich dein Gesicht sehn! Ist sie böse? Ist sie gekränkt, weil diese dußliche Karla...“
Er hob ihr Kinn hoch, seine Finger bemühten sich, sanft und vorsichtig zuzufassen.
Sie hielt still, die Hände um den kleinen Blumenstrauß geklammert. Unter der Bastenmütze hing eine Haarsträhne hervor, feucht von Regen.
„Du Lena...“
Franz stierte zur Laterne hinaus.
„Ich kann doch nichts dafür, Lenachen, — also, das mit der Karla, schließlich ist man nur ein Mensch. Oder nicht?“
„Es ist ja...“, begann sie stammelnd. Aber sie brachte den Satz nicht zu Ende. Frostelnd rieb sie die Fußknöchel aneinander.

(Fortsetzung folgt.)